Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 8 (1914)

Heft: 4

Artikel: Grundfragen der Arbeiterbildung : nach einem in der Sektion Basel des Schweiz. Zofingervereins gehaltenen Vortrag

Autor: Vollenweider, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133264

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was schiert mich Vogelsang und Duft?
Ich ringe um ein hartes Brot,
Ich atme stündlich Höllenluft
Und mühe mich in Nacht und Not.

Breit ist mein Gang, von Lasten schwer,
Das Leben ist so harte Zucht!
Auf die Kam'raden ringsumher
Wälzt sich der Arbeit Eisenwucht.

Doch manchmal kommt, ich weiß nicht wo,
Ein Klang in meine harte Not,
Der macht mich so unendlich froh
Und macht so süß das trock'ne Brot.

Da fällt von mir ein starrer Traum,
Der sich wie Frost um mich gelegt — —
Da weiß ich, daß der ärmste Baum
Einmal im Herbst doch Früchte trägt!

Max Barthel.

Grundfragen der Arbeiterbildung.

Nach einem in der Sektion Basel des Schweiz. Zofingervereins gehaltenen Vortrag.

Die aktiven Sektionen des Schweiz. Zofingervereins haben im Allgemeinen die Tendenz, die Fragen, die sie in ihrem Schoße behandelt wissen möchten, durch aktive Mitglieder, durch Studenten behandeln zu lassen. Wenn sie aber einmal einen Altzofinger einladen, in ihrer Mitte zu sprechen, so geschieht dies wohl immer in der stillen, manchmal sogar in der ausgesprochenen Hoffnung, daß dieser so mit einer Auszeichnung bedachte Altzofinger ihnen persönliche Erfahrungen mitteilen werde, Erfahrungen, die zwar von einem Einzelnen gemacht werden mußten, die aber über die Person hinausweisen, überindividuell verpflichtend sind.

Solche Erfahrungen kann ich nicht vorbringen. Die Zeit, während welcher ich mich aktiv an der Förderung der organisierten Selbsthilfe der Arbeiterschaft auf dem Gebiete des Bildungswesens beteiligt habe, ist viel zu kurz, als daß ich mir erlauben dürfte, abschließende Resultate mitzuteilen. Die Wege, die zum Ziele führen sollen, sind gerade auf diesem Gebiete sehr bestritten und noch keineswegs in allgemein verbindlicher Weise aufgezeigt. Wir befinden uns noch in den ersten Anfangsstadien methodischer Beschäftigung mit diesen Aufgaben.

So kann es sich heute nicht darum handeln, etwa geschichtliche Daten zu bringen, statistische Tabellen vorzuweisen, um dann am

Schluß eventuell in Kürze einige Normen aufzustellen. Wir stehen heute nicht vor der quæstio facti, sondern vor der quæstio iuris; wir wollen uns Rechenschaft geben über die Wahl des Weges. Wir wollen die Frage beantworten, warum wir glauben, daß wir, wenn wir auf dem Gebiete des Arbeiterbildungswesens fördernd eingreifen, mithelfen an der Herbeiführung eines schöneren Tages reiner Menschlichkeit.

Die Rechtfertigung dafür, daß ich Sie für eine kurze Stunde um Ihre Aufmerksamkeit bitte, kann nur in dem Nachweis liegen, daß wir es hier mit einem zentralen Problem des menschlichen Gemeinschaftslebens, bezw. seiner zukünftigen Gestaltung zu tun haben. Ich werde Ihnen die Gedankengänge aufzeigen müssen, deren Durchdenken in mir diese Gewißheit hervorgebracht hat. Wenn ich Ihnen so meine Zweifel und meine Antworten darlege, so bitte ich um Eines: darum nämlich, dieses Bekenntnis nicht nach seiner formellen Seite, d. h. nicht ästhetisch würdigen zu wollen. Mein Absehen ist nicht auf eine schöne Form gerichtet, durch welche vielleicht verwöhnte Ohren befriedigt werden könnten.

Aus einer geschichtlichen Darstellung, einem Ueberblick über das Bestehende, was vielleicht Viele unter Ihnen erwartet haben ,wird so eine theoretische Klarlegung, die zunächst nichts weiter als individuelle Geltung beansprucht.

Aber hat es denn überhaupt irgendwelchen Wert, hier Theorien zu entwickeln, oder sind nicht alle Theorien hier, gerade hier, wo es sich um Beziehungen von Mensch zu Mensch handelt, besonders grau? Hat die Wissenschaft überhaupt das Recht, hier etwas auszusagen, oder ist nicht vielmehr die Tat, die Praxis, der Erfolg das einzig mögliche Kriterium? Gegen diese Zweifel müssen wir uns gleich zu Beginn unseres gemeinsamen Nachdenkens sichern und ihnen den Platz anweisen, der ihnen gebührt, auf dem sie fruchtbar wirken können.

Die landläufige Gegenüberstellung von grauer Theorie und goldenem Leben, deren klassiche Formulierung das bekannte Mephistowort uns gebracht hat, ist irreführend.[1]) Ein so mechanischer Gegensatz zwischen diesen beiden Lebensmächten kann gar nicht bestehen.

Freilich, wenn man die Theorie als weltfremde Ideologie nimmt, die den Anspruch erhebt, das Leben von außen her meistern zu wollen, dann wird sich dieses Leben mit Recht dagegen wehren und dann wird der Ausblick auf ein theorienloses oder zum mindesten theorienfeindliches Leben auf empfängliche Gemüter stoßen.

Der Zweifel an dem Daseinsrecht der Theorie in Erziehungsfragen kann aber scheinbar noch tiefer verankert werden. Lehrt nicht gerade die neueste Wissenschaftslehre, daß die Wissenschaft eine ewige Aufgabe, eine unvollendbare Annäherung an die Idee sei? Was soll

---

[1]) Vgl. P. Natorp, Philosophie und Pädagogik, Untersuchungen auf ihrem Grenzgebiet, S. 1, ff.

aber eine solche Theorie ausrichten können, wenn sie nie fertig ist, während wir doch jeden Tag Entscheidungen fällen müssen?

Alle diese Zweifel lassen sich heben, wenn man die Theorie nimmt als das, was sie sein soll: als Selbstbesinnung. Es soll nicht der Versuch gemacht werden, das vielgestaltige Leben in ein Schema hineinzupressen, sondern unser Zweck soll nur der sein, eine Orientierung zu versuchen. Die Verherrlichung der Praxis und die Verachtung der Theorie führt leicht zu gedankenlosem, planlosem Tun, zu einem geschäftigen Müßiggang, der nichts mehr von befreiender Aktivität in sich hat.

Muß ich da noch sagen, daß es mir durchaus ferne liegt, von irgend einem Zuhörer unmittelbares Eingreifen, sofortige praktische Betätigung zu fordern? Das halte ich so lange für einen ungangbaren Weg, als der praktischen Betätigung nicht eine ernste Beschäftigung mit den Problemen vorausgegangen ist. Bloße Begeisterung und ein wenig soziales Gefühl genügen eben noch lange nicht. Sie können zufällig sein und nach der leichtesten Enttäuschung wieder verschwinden oder sich in ihr Gegenteil verwandeln.

Die Orientierung aber halte ich für eine ernste Pflicht eines jeden Gebildeten. Die Ideen wollen wir uns in unserem Studium erwerben, nicht die Praxis, nicht die Routine. Erst dann, wenn aus dieser vorurteilslosen Beschäftigung mit den Problemen der ernste Wille und das unabweisbare Gefühl einer persönlichen Verantwortlichkeit erwächst, erst dann wird uns die Arbeit ein Segen sein.

Wir wenden nun unseren Blick weg von dem was geschieht, und richten ihn auf das, was geschehen soll. Das Ziel wollen wir zunächst festzustellen suchen. Die Menschheit fühlt sich zur Erfüllung einer Aufgabe berufen. Ueber die Art dieser Aufgabe haben sich die verschiedensten Geister heftig gestritten. Die Einen sehen das Ziel in der Erfüllung vernünftiger Wünsche, in einem dauernden, gesicherten Ausgleich der Egoismen, in der größten Wohlfahrt der größten Zahl. Sie setzen also einen realen Zweck. Die Andern aber suchen zu zeigen, daß kein realer Zweck je das letzte Ziel sein könne, dem wir zusteuern, sondern daß jeder über sich selbst hinausweist. Das Endziel könne nur ein formales sein und sie sehen das letzte Ziel in der Freiheit, in der vollkommenen Geltung der Menschenwürde. Große metaphysische Freiheitskämpfe kennt die Geschichte der Philosophie. Unter der Freiheit hat man alles mögliche verstanden und man kann ehrlicherweise nur dem zustimmen, was Wilhelm Windelband in seinen Vorlesungen über Willensfreiheit schreibt: „Wahrlich, es ist in der Geschichte unter dem Namen der Freiheit viel Großes geschehen, aber auch viel gesündigt worden. Verbrechen und Torheit, der Wahn der Leidenschaft und der Verblendung haben sich geschmückt und schmücken sich mit demselben Wort, bei dem das Herz eines jeden Mannes höher schlägt.“ [1])

[1]) Windelband, Ueber Willensfreiheit, 2. Aufl. Tübingen (Mohr)., S. 5.

Aber so ganz nutzlos waren diese Kämpfe doch nicht. Und wenn auch Windelband schreibt, das Unheil, welches das Wort Freiheit in der Theorie angerichtet habe, sei nicht geringer, als die Verwirrung in der Praxis, so muß man doch sagen, daß einige Resultate in den Besitz aller Denkenden übergegangen sind. So die Maxime, daß kein Mensch von einem andern nur als bloßes Mittel zur Verfolgung persönlicher Zwecke gebraucht werden dürfe, eine Maxime, die jeder Versachlichung des Menschen das Daseinsrecht abspricht. Weiter kann doch wohl als unbestritten der Satz gelten, daß die Freiheit des einen ihre Grenze finde in dem gleichen Recht auf Freiheit, das der Nebenmensch unveräußerlich besitzt.

Das formale Ziel aber ist die Gemeinschaft frei wollender Menschen, wie Stammler[1]) es einmal formuliert hat: „Es ist die Idee einer Menschengemeinschaft, in der ein Jeder die objektiv berechtigten Zwecke des andern zu den seinigen macht, einer Regelung des vereinten Daseins und Zusammenwirkens, der jeder Rechtsunterworfene zustimmen muß, sobald er frei von bloß subjektivem Begehren sich entschiede."

Wenn wir uns nun fragen, ob wir in unserem Leben, ob die Menschheit als Ganzes in ihrem Fortgange mit Bewußtsein diesem Ziele zustreben, ob wir ihm merklich näher kommen, so müssen wir ohne weiteres zugeben, daß so ziemlich alles, was heute in der Welt Macht hat, sich dieser Tendenz widersetzt. Wir reden von Menschenrechten, von Menschenwürde und in unseren Ohren tönt die Botschaft, daß das ganze Menschengeschlecht zur Erfüllung einer Aufgabe berufen sei. Das alles hören und sehen wir und wir haben wohl auch dann und wann einen Anlauf genommen, um unser bescheidenes Teil an die Erfüllung dieser Aufgabe zu leisten. Dann aber treffen wir, oftmals hart neben uns wohnend, Mitmenschen, denen dieses Bewußtsein, daß sie zur Erfüllung einer Aufgabe da seien, völlig fehlt. Es war vielleicht einmal wach, aber es ist erstickt worden im harten Kampfe des Alltags. Es gibt aber auch Menschen, denen in keinem Momente ihres Erdenlebens die Größe dieser Idee hat aufgehen können. In lichten Momenten hebt und adelt wohl die dunkle Ahnung, welches Glück und welchen Wert die Erfüllung einer hohen Aufgabe dem eigenen armen Leben geben könnte, die Seelen derer, die unterwegs zusammengebrochen sind. Was aber sagen wir denen, die nie in ihrem Leben den Versuch machten, diesen Weg anzutreten? Können oder wollen wir ihnen fluchen, erhobenen Hauptes und stolzen Blickes an ihnen vorübergehen? Und wenn wir den Versuch machen, eine Schuld festzustellen, wenn wir uns redlich mühen, unser Urteil zu begründen, bringen wir es über uns, ein Schuldig zu sprechen? Sind wir zufrieden, wenn uns einer beweist, daß überall Selbstverschulden vorlag, oder kann uns die Behauptung den Frieden geben, daß jeder die Möglichkeit hat an seinem Orte diese Aufgabe anzu-

[1]) Stammler, Wirtschaft und Recht, 2. Aufl. S. 563.

packen, daß nur Unzufriedenheit oder Leichtsinn viele vom rechten Wege abziehen?

Das sind reichlich viel Fragen auf einmal. Aber immer weitere melden sich. Es erhebt sich die bange Frage, ob nicht doch ein unerbittliches Verhängnis, ein weites unpersönliches Gesetz herrscht, das die Vielen zwingt, im Schatten ihre Straße zu ziehen und das nur Wenigen erlaubt, in der Sonnenseite zu wandern. Wenn wir sehen, wie oftmals die Bleigewichte der erbärmlichsten materiellen Not jeden Aufschwung der Seele verunmöglichen, wenn wir daneben erleben, wie die Entfernung materieller Sorgen ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten recht eigentlich hervorzaubert, dann ist's aus mit unserer Selbstzufriedenheit. Wir beginnen zu ahnen, daß wir zum mindesten nicht allein schuld sind an der Tatsache, daß wir unsere Augen frei erheben dürfen, daß wir im Lichte wandeln.

So fügt sich Strich um Strich zu dem düsteren Gemälde. Auch wir selbst fügen uns ein, auch wir selbst werden Figuren darin. Immer unwiderleglicher zeigt es sich, daß auch wir eingespannt sind in einen großen Prozeß. Bald erscheint uns die ganze Welt wie eine riesige Maschine, die alle in ihren Bann zwingt. Wohl ist der Dienst an dieser Maschine verschieden. Der die Aufsicht über ihren Gang hat fühlt sich freier, als der schweißtriefend im Heizraum steht. Aber ganz frei kann sich keiner fühlen. Und wenn wir sagen, daß keiner ganz sicher ist davor, einmal von dieser Maschine zermalmt zu werden, daß das tausendfach alltäglich geschieht, so kann auch das nicht bestritten werden.

Doch genug der Gleichnisse. Wir suchen das treibende Motiv in dem System, unter dem wir leben. Ist es ein menschliches, ist es ein außer- oder übermenschliches oder ein rein sachliches? Bald werden wir gewahr, daß die Maschine um ihrer selbst willen läuft, daß die Selbsterhaltung des Systems allen seinen Lebensäußerungen zugrunde liegt. Nicht der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dient die Maschine, der Mensch ist nicht Herr über sie, sondern sie über ihn.

So hält sie große Schichten in materieller Not und bedroht sie stündlich mit körperlicher Verstümmelung. So richtet sie die Menschen ab zu fleischgewordenen Funktionen und sie spezialisiert diese Funktionen immer noch mehr. Bloß mechanisches Arbeiten ist, wenn nicht direkt gefordert, so doch vorteilhaft. Der ununterbrochene Gang ist oberstes Gebot und das Resultat sind Tausendstels-Menschen, sind Menschenatome.

Bei alledem eine quantitative Produktionssteigerung und eine qualitative Verfeinerung; im gleichen Moment aber eine Teuerung, die die Erfüllung der dringendsten Bedürfnisse immer schwieriger macht. Und das Ende der Entwicklung ist die vollständige Trennung der Arbeit vom Besitz, der Zustand, wo die einen arbeiten müssen, um zu leben, wo die andern leben, um zu genießen.

Die Maschine, die den größten Teil des Lebens eines Menschen für sich in Anspruch nimmt, da eben die Stillung der Bedürfnisse, die die primärsten sind, immer schwieriger, ja fast unmöglich wird, diese Maschine tötet die feineren Seelenregungen und sie vernichtet jedes persönliche Verhältnis zur Arbeit. Sie beherrscht das Leben dessen, der in ihrem Dienste steht auch dann, wenn er sich nicht direkt ihr gegenüber befindet.

Wir haben uns hier nicht über den Wahrscheinlichkeitsgrad des historischen Materialismus zu unterhalten. Wir lassen dahingestellt, ob er in seiner engsten Fassung recht hat, oder ob er der Korrektur bedarf. Wir begnügen uns damit, festzustellen, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse, die sozialen und die kulturellen, maßgebend bedingen, was jetzt allgemein zugegeben wird. Hören wir darüber Paul Natorp: „Lebenserhaltung ist nun einmal das Erstnotwendige, die Vorbedingung für alles weitere. Unter diesem vornehmsten Zwange steht daher der Mensch allem voraus, um allenfalls erst in höchster, heroischer Erhebung über sich selbst, d. h. nur selten, in außerordentlicher Lage, von diesem Zwange einmal ganz frei zu werden. Die Erarbeitung der Lebensbedingungen wird dadurch notwendig immer umfassender und komplizierter. Das Mittel wird mehr und mehr zum einzigen und ganzen Zweck; die Beschaffung der Möglichkeiten zum Leben hebt das Leben selbst, ja seine Möglichkeit (im höheren Sinne) auf; und die bisher vorwaltende Tendenz der Entwicklung geht kaum dahin, dieses Verhältnis etwa nach und nach umzukehren, sondern mit der Vermehrung der Mittel zum Leben sehen wir das Leben selbst für die ungeheure Mehrheit der Menschen immer mehr erschwert und daher entleert und verarmt." [1])

Die leibliche Not wollen wir nicht schildern und nicht analysieren. Uns plagt heute das Vorhandensein eines geistigen Notstandes. Dem rein wirtschaftlichen Gegensatz von arm und reich, der, wie wir nun wissen, keine bloße Zufallskategorie mehr ist, entspricht auf sozial-kulturellem Gebiete ein anderer, ebenso schroffer Gegensatz. Das Geld, das im wirtschaftlichen Leben die entscheidende Macht ist, dehnt seinen Einfluß aus auf das Gebiet der sozial-kulturellen Beziehungen der Menschen. Die Gefahr, daß es einmal das einzige Kriterium sein wird, ist in greifbare Nähe gerückt.

Wohl rühmen wir uns der allgemeinen Volksschulbildung, aber wir tun ja rein nichts, um ihre Wirkungen zu sichern und es ist eine gedankenlose, wenn nicht gewissenlose Phrase, daß bei uns jedem Talente der Weg zu den höchsten Bildungsanstalten offen stehe, daß das Fortschreiten von Stufe zu Stufe durch eine erbarmungslos unparteiische Prüfung gewährleistet sei. Dabei sind ja gerade diese anscheinend unparteiischen Prüfungen schwere Hemnisse für die, die aus armseligen Verhältnissen kommen, aus Verhältnissen, die oft genug die

[1]) Vgl. Paul Natorp, Volkskultur und Persönlichkeitskultur, S. 145/46.

physischen Wirkungen wie die psychischen Resultate bei denen, die ihnen unterliegen, offen zu Tage treten lassen. Wir reden von der Auslese der Tüchtigsten und müssen bei ruhiger Ueberlegung gestehen, daß wir auch nicht einmal ahnen, wie viele tausend Blütenkeime zu Grunde gehen.

Das typische Produkt dieses Systems ist das moderne Proletariat. Es ist weder möglich noch auch nötig, in diesem Zusammenhang eine bis ins einzelne gehende Charakteristik dieser Gesellschaftsklasse zu geben. Es ist ja leider wahr, daß die Lebensbedingungen dieser Gesellschaftsklasse, die mitten unter uns lebt, für die, die sich gebildet nennen, noch viel weniger bekannt und erforscht sind, als die Lebensbedingungen der Tibetaner und Botokuden. Wer nicht die Zeit findet, die authentischen Schilderungen von Marx und Engels nachzulesen, für den hat Werner Sombart eine kleine Monographie über das Proletariat geschrieben. Sie zeigt die Vorzüge und Mängel dieses Schriftstellers. Bei aller Anschaulichkeit und Lebendigkeit wird man den Eindruck nicht los, daß es sich doch um eine, wenn auch in einem gewissen höheren Sinne feuilletonistische Arbeit handelt, deren Resultate nicht allgemein verpflichtend sind. Sombart faßt die Betrachtung der Lebenslage des Proletariates in einen knappen Ausdruck zusammen. Wir wollen den entscheidenden Satz zitieren: „Ein Bauer und ein Handwerker, ein Bauer der Marschen und ein Bauer der Geest, ein Bauer Thüringens und ein Bauer der Alpen, ein Großbauer und ein Kleinbauer oder gar ein Häusler, aber auch ein Schuster und ein Schneider, ein Bergmann und ein Gerber alten Stils: welche markanten wesensunterschiedlichen Typen stellen sie dar, wenn wir sie mit dem Allerwelts-Proletarier vergleichen, der fast schon in London und in Rom, in Moskau und in Paris, in Berlin und in Wien dieselbe farb- und charakterlose Figur ist: ein völlig gleiches „Kulturklischee.“ [1])

So ganz unbestritten sind nun Sombarts Ansichten nicht. Wir können uns aber mit ihnen hier nicht weiter befassen. Da aber Sombart immerhin die Quelle ist, aus dem die Großzahl der Gebildeten ihr Aufklärungsbedürfnis über soziale Fragen befriedigt, so wollen wir doch andeuten, wo eine Kritik zu finden ist. Wir nennen da einmal die Literatur, die man unter dem Sammelnamen der Selbstzeugnisse des Proletariats zusammenfaßt, um deren Herausgabe Paul Göhre das größte Verdienst hat, weiter eine Arbeit von Walther Hofmann, betitelt: „Die Organisation des Ausleihdienstes in der modernen Bildungsbibliothek“, welche in Band I des Volksbildungsarchivs im Jahre 1909 erschienen ist, und wo unter II einiges zur Psychologie des Proletariats beigebracht wird.

Wir fragen uns, in welchem Verhältnis diese zahlreichste Volksklasse zu dem steht, was wir Kulturerrungenschaften nennen. Besteht überhaupt ein lebendiges Verhältnis zwischen diesen beiden Mächten?

---

[1]) Vgl. Sombart, Das Proletariat. S. 86.

Da müssen wir gestehen, daß wir diese Frage noch nicht absolut bejahen dürfen, wenn auch in dieser Richtung schon erfreuliche Fortschritte gemacht worden sind. Wo soll der Arbeiter, der nur Arbeiter ist, die Achtung vor diesen Lebensmächten lernen? Wo kann er sich die Ueberzeugung holen, daß es Menschenpflicht, also auch seine Pflicht ist, für ihre Erhaltung und Steigerung Opfer zu bringen? Er kennt ja diese Seiten des Geisteslebens gar noch nicht und er kann sie nicht voll kennen lernen, denn dazu fehlen ihm heute so ziemlich alle Vorbedingungen, vor allem die zwei wichtigsten: Zeit und Geld. Seine Zeit wird vollauf ausgefüllt durch die immer schwieriger werdende Beschaffung der notwendigsten Subsistenzmittel und sein Geld reicht nicht weiter als zur Deckung der elementarsten Bedürfnisse.

So ist es nicht zu verwundern, daß scharfe Beobachter der Untergang aller Kultur herankommen sahen, sobald einmal dieses Volk, das im Schatten saß, zum Bewußtsein seiner Macht gelangt sein werde. Heinrich Heine z. B. sieht die Zertrümmerung alles Schönen kommen als notwendige Folge der Vernachlässigung der Erziehung der untern Volksklassen.

Daß es anders kam, ist nicht den Kreisen zu verdanken, die sich gerne die maßgebenden nennen hören. Wir können nicht genug dafür danken, daß der so naheliegende Gedanke an eine Zertrümmerung aller Errungenschaften einer verfeinerten Kultur nicht eingeschlagen hat, daß das Volk sich nicht zum Ziele gesetzt hat, die Kulturmächte auf sein Niveau herabzuziehen, sondern daß es mit bestem Willen den Versuch unternimmt, sich selbst zu helfen, emporzusteigen.

Können wir wirklich nicht anders als dankend diese Entwicklung anerkennen, oder lassen sich nicht auch andere Standpunkte denken? Weit verbreitet ist die Resignation die in den heutigen Verhältnissen eine Art unabänderlichen Schicksals sieht. Solche Resignation kann ästhetisch oder auch religiös orientiert sein. Wir alle kennen die resignierte Schlußstrophe des Gedichtes, das Friedrich Schiller, der doch ein der Sache der Freiheit leidenschaftlich ergebener, opferfreudiger Kämpfer war, an der Jahrhundertwende niederschrieb:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Aber auch religiös kann diese Resignation begründet werden. Wer schon einmal die „Latter day Pamphlets" von Thomas Carlyle zur Hand genommen hat, der wird auf das Motto gestoßen sein: „Da sagten Seine Gnaden: ‚Nun Gott besser's!' Nein bei Gott, Rushworth Donald, wir müssen ihm bessern helfen."

Gewiß hat diese Stimmung der Resignation schon jeden von uns übernommen. Solche Resignation hat nichts zu tun mit dem gemeinen Cynismus, der sich so gern als den gesunden Menschenverstand vorstellt und dessen Credo also lautet: Es wird

immer Dumme und Gescheite, Gute und Schlechte, Arme und Reiche geben. Der gesunde Menschenverstand weiß nichts von Resignation, er brüstet sich damit, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind. Daß er unter den Ungerechtigkeiten unserer Zustände irgendwie leiden würde, davon ist keine Rede. Er hat ja eine bequeme Auskunft bereit. Es ist der Geist der Unzufriedenheit, der Revolte, es sind die Hetzer und Wühler, womöglich noch die Landesfremden, denen alle Ordnung ein Greuel ist und die darum unsere schönen Verhältnisse stören.

Aber die Menschen, die am meisten leiden unter dem System, das uns alle bis zu einem gewissen Grade im Banne hält, haben eine andere Antwort gegegeben. Sie wollen nicht glauben, daß dieser tragische Fluch, unter dem sie leben, wirklich der Weisheit letzter Schluß sei, sie sind auch nicht überzeugt davon, daß der Kampf gegen die Herrschgewalt des Kapitals aussichtslos sei. Sie haben den Freiheitskampf begonnen. Nun ist die trotzige Rebellion gegen die Allmacht eines unmenschlichen Systems da. Ihr Ziel kann zusammengefaßt werden in den Satz von Marx: Wiedergewinnung des Menschen durch sich selbst.

Dieser Kampf vollzieht sich in der Form des Klassenkampfes, aber sein Inhalt weist über alle Klassen hinaus auf die Menschheit. Und der Glaube, der allem Kämpfen mehr oder minder bewußt zu Grunde liegt, der allen Kämpfern immer neue Kraft gibt, ist die feste Ueberzeugung, daß am Ende dieses Kampfes die Summe der Freiheit in der Welt gewachsen sein wird.

Die Bewegung ist da, keiner kann an ihr vorbeisehen, in jedem drängt sie zu einer persönlichen Entscheidung. Wer für sich in Anspruch nimmt, der Sache der Freiheit zu dienen, der wird sich, bei aller Kritik, die er sich im Einzelnen vorbehält, nur freuen können über dieses stürmische Empordrängen. Er wird freudig anerkennen, daß es eines großen Mutes bedurfte, um sich innerlich loszuringen von einer Macht, der man leiblich noch fast vollständig unterliegt. Er wird weiter mit Beschämung gestehen, daß es eines großen Glaubens bedurfte, um hinter den Lebensmächten, die heute die Arbeiter darniederhalten, andere, höhere, freiheitliche Lebensmächte zu sehen oder zu ahnen und den Entschluß zu fassen, nach ihnen zu streben.

In jedem drängt die Frage zu einer persönlichen Entscheidung, sagte ich. Ich habe mich gefragt, wie dieser Widerstand gegen ein schwer lastendes Verhängnis am wirksamsten ausgestaltet werden kann, was am sichersten jegliche Gefahr einer Reaktion, eines Rückschrittes bannt. Wer sich diese Frage ernsthaft vorlegt, der wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier eine Erziehungsfrage allergrößten Maßstabes vorliegt, daß in dieser Bewegung die Aufgabe einer Menschenbildung mit Macht nach einer Lösung drängt. Er wird sogar so weit kommen, es zu verkünden, daß sich ein Sieg der Bewegung nur dann denken läßt, wenn eine reinere Menschlichkeit das Ziel ist, daß es keine Befreiung gibt ohne Erziehung zur Freiheit. Wer nun

gar den Drang nach eigener Mitarbeit in sich spürt, wer nicht bei der bloß passiven Anerkennung stehen bleiben will, der muß sich fragen, wie diese Aufgabe gelöst werden soll, welche Forderungen sie an uns stellt und welche Kräfte zu ihrer Erfüllung mobil gemacht werden sollen.

Von den Forderungen nenne ich zuerst die radikalste von allen: Wir dürfen in dieser Betätigung keine Herablassung sehen, kein Almosen, das wir aus Noblesse bieten, sondern eine ernste Pflicht. Je mehr wir selbst den Glauben an die Allmacht des Gegensatzes von Bildung und Unbildung überwunden haben, desto eher werden wir auch bei denen mit Vertrauen aufgenommen werden, die es zu gewinnen gilt. Wir haben auch gar keinen Grund, hochmütig oder herablassend zu sein. Es widerspricht dem innersten Wesen jeder echten Wissenschaft und Kunst, wenn sie rein egoistisch aufgefaßt wird. Es besteht ein zu tiefer Zusammenhang zwischen allem was Arbeit heißt, als daß gerade diese Arbeit ausgesondert werden könnte. Wer an irgend einem Posten seine Arbeit redlich verrichtet, ist zum Verständnis eher berufen als einer, dem sich alles in Sport und Genuß auflöst. Es handelt sich also nicht um eine bloß mechanische Vermittlung von Kenntnissen, sondern um ein Höheres: um ein Werben um die Mitarbeit an einem Werk, zu dessen Vollendung wir alle berufen sind. Erst wenn man das deutlich vor Augen hat, ist der Gegensatz von Bildung und Unbildung im Innersten überwunden und ein freier Boden geschaffen.

Lassen wir uns ein für allemal die Worte gesagt sein, die in Langes Arbeiterfrage zu finden sind: „In solchen Vereinen werden die Arbeiter oft, auch von wohlwollenden Leuten, wie reine Kinder behandelt. Während sie unter sich im Dialekt sprechen können, Fremdwörter vermeiden oder so aussprechen, wie es Ihnen beliebt, und wie es ihre Kameraden verstehen, mit Vermeidung aller Formalitäten auf die Sache losgehen: da wird ihnen in jenem Verein vielleicht von einem redegewandten Präsidenten das Wort erteilt, nachdem schon mehrere Genossen sehr zierlich gesprochen haben; sie helfen sich so gut sie können und wenn sie vielleicht den vernünftigsten Gedanken gehabt haben, so sind sie doch entweder mißverstanden oder gar nicht verstanden worden und die Verbrüderung der Stände äußert sich darin, daß der Vorsitzende sie mit freundlichstem Lächeln und sehr geringen Zeichen von Ungeduld anhört. Wenn ein Arbeiter mit in den Vorstand gewählt wird, so nennt man dies „den Arbeiterstand heranziehen“ und man merkt nicht einmal, daß man den ganzen Stand in demselben Maße beleidigt und zurückstößt, in welchem man sich gegen diese Herangezogenen herabläßt. Weil man den Arbeiterstand gar nicht kennt, und weil der Arbeiter — dank unserm herrlichen Volksschulwesen! — in der Regel nicht richtig deutsch sprechen kann, geht man von der liebenswürdig naiven Voraussetzung aus, daß er auch nicht denken könne und daß er namentlich von seiner eigenen Lage

und den Mitteln, die ihm dienen können, keinen rechten Begriff habe. Hat er einmal abweichende Ansichten, so ist natürlich daran, daß er etwa recht haben könnte, eigentlich nicht zu denken, aber man kann es doch, „um die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen" so darstellen, als hätte er wenigstens in einem kleinen Nebenpunkte doch wirklich recht. Gelingt es dann, durch dies rücksichtsvolle Verfahren einige Arbeiter zu fesseln, so glaubt man noch wer weiß wie viel für den Stand geleistet zu haben, während dieser sich bitter von diesen Schauplätzen der Demütigung zurückzieht, um den Kameraden, welche sich solchen Vereinen anschließen, durchaus keinen Einfluß mehr verstattet." [1])

Doch wir wollen nicht bei einer negativen Formulierung stehen bleiben, sondern das primäre Erfordernis aller Volksbildungsarbeit positiv darlegen. Wir tun das im Anschluß an eine Stelle aus dem schon zitierten Buche von Paul Natorp „Volkskultur und Persönlichkeitskultur". Wir lesen auf Seite 118: „Man hat ganz recht: es muß wohl eine sehr tiefe, eine bis zu den Wurzeln des Menschendaseins reichende, in diesem Sinne radikale Wandlung der menschlichen Verhältnisse sein, welche dies Große vollbringen soll, dem schwersten, wirklichsten und zugleich nach allen Seiten, physisch und intellektuell und moralisch verderblichsten Kriege, dem innern Kriege der gesellschaftlichen Klassen gegeneinander ein Ende zu machen und ein Reich wahren Menschentums, reiner gegenseitiger Menschlichkeit herbeizuführen und dauernd zu sichern. Diese edle Hoffnung, diese ewig wahre Forderung des Sozialismus darf man sich wahrlich nicht rauben lassen; ich selbst möchte ohne sie nicht leben . . . . Nun, so gehört doch eben dazu, schon zu jedem geringsten Schritt auf jenes ideale Ziel hin, als erste Vorbedingung eine mächtige Hebung menschlicher Einsicht und Willenskraft".

Noch eine Auffassung möge hier abgelehnt werden. Es handelt sich bei dieser Arbeit nicht um ein Einfangen für irgend einen realen Zweck, möge er noch so hoch stehen, sondern um eine Anleitung zum richtigen Gebrauch der Freiheit, um eine Befreiung von jedem bloß subjektivem Inhalt der Begierde. Damit sind wir wieder bei Kant angelangt, bei dem diese Befreiung den letzten Zweck aller Kultur ausmacht.

Wenn wir so es verurteilen müssen, daß man versuchen will, die Arbeiter mit dieser Arbeiterbildung für irgend einen realen Zweck einzufangen, so sprechen wir damit einer ganzen Richtung das Daseinsrecht ab. Man kann nicht Arbeiterbildung treiben und Zufriedenheit predigen, sondern jeder, der bewußt auf diesem Gebiete tätig ist, wird es geradezu ablehnen, solches zu tun. Und wenn in einer im übrigen zuverlässigen und verdankenswerten Monographie [2]) nicht ohne eine gewisse Freude die Tatsache registriert wird, daß die Arbeiter sich

---

[1]) F. A. Lange, Die Arbeiterfrage, II. Auflage (1870), S. 336/37.
[2]) Hertha Siemering, Arbeiterbildungswesen in Wien und Berlin, S. 168.

mehr für rein naturwissenschaftliche Gegenstände interessieren als für politische Fragen, so sehe ich nicht ein, weshalb man darüber Freude empfinden könnte. Nicht darum kann ich es nicht einsehen, weil ich etwa ein unheilbar verbohrter Politiker wäre, sondern darum, weil jenes vielgerühmte Interesse für die Naturwissenschaft oftmals weniger aus reiner Liebe zur Wissenschaft stammt, als aus einem gewissen Eigeninteresse, weil man eben hofft, diese Kenntnisse im Daseinskampf gebrauchen und in reale Werte umsetzen zu können. Das ist absolut kein Vorwurf, denn so lange wir in einer auf dem Egoismus aufgebauten Gesellschaft leben, haben wir keine Ursache, dem Arbeiter zu fluchen, der weiter kommen will und der sich der Wissenschaft nähert, um ihre Resultate in seinem Berufe zu seinen eigenen Gunsten auszumünzen. Aber das ist nicht das letzte Wort und eine Hebung des Einzelnen im Kampf ums Dasein ist nicht der Endzweck, ist nicht das, was man unter Hebung des Arbeiterstandes versteht. Helfen kann nicht der individuelle Aufstieg Einzelner — diese Möglichkeit ist beschränkt und im Uebrigen gebunden an die praktische Anerkennung des Systems unter dem wir heute leben — sondern helfen kann nur die radikale Aufhebung der Gegensätze. Jede Herausnahme von einzelnen Schichten führt einfach zu einem neuen Gruppenegoismus und jede Stärkung kleiner Gruppen führt zur Schaffung neuer Gegensätze.

Und wenn unser Kampf dem Dogma von dem ewigen Kampf ums Dasein zu Leibe rücken soll, so muß gesagt werden, daß nicht nur in der bewußten Ausschließung politischer Fragen von den Gegenständen, die durch die Arbeiterbildungseinrichtungen vermittelt werden sollen, ein schwerer Fehler liegt, sondern daß dieser Fehler auch schon darin liegen kann, daß man ein solches Vorurteil einfach bestehen läßt.

Wenn ich so das Einfangen für einen realen Zweck, in diesem Falle die Abtötung jedes revolutionären Willens verurteile, so ist damit auch gesagt, daß der Endzweck der Arbeit nicht im Einfangen für eine Partei liegen kann. Ich bin wie Natorp der Ueberzeugung, daß keine Partei als solche ein Recht habe, das höher gälte als das Recht des Menschen.

Was aber soll behandelt werden? Ist es denkbar oder gar vernünftig, die Leute, mit denen wir es hier zu tun haben, mit den Feinheiten des griechischen Aorists oder des hebräischen Hitpael bekannt zu machen oder sie in die modernsten Experimente der modernen Stecknadelpsychologie einzuführen? Es werden immer Einzelne da sein, die dafür Interesse haben; aber im Grunde sind das Ausnahmen und werden es bleiben. Darum kann es sich vernünftigerweise gar nicht ausschließlich handeln. Das wäre ein einseitiger Intellektualismus der allerschlimmsten Art. Gerade bei dieser Arbeit kommt es darauf an, den Zusammenhang mit dem Zentrum nicht zu verlieren. Für den Arbeiter gilt mehr als für irgend einen andern Zeitgenossen das Wort von Goethe, das Nietzsche seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung vorangesetzt hat: „Uebrigens ist mir alles verhaßt,

was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Der Zusammenhang zwischen allem was Arbeiten heißt, soll nicht gesprengt, sondern gefestigt werden. Damit ist eigentlich schon gesagt, daß es nicht allein, ja vielleicht nicht einmal vorwiegend auf die Verstandesbildung ankommt, sondern ebenso sehr auf Willenserziehung und Charakterbildung.

Wenn es richtig ist, was Sombart von der Psyche des Proletariers sagt, daß der Proletarier wegen seiner Verstandeshypertrophie der geborene Dogmatiker sei, so werden wir sehen müssen, wie wir dieser Verstandeshypertrophie ein Gegengewicht entgegensetzen, wie wir diese Dissonanz in eine Harmonie auflösen. Es wird also vor allem darauf ankommen, in den Leuten eine Ahnung von dem Sinn und dem Wert des Menschen- und Menschheitslebens zu erwecken und zugleich den Willen zur Mitarbeit zu stärken. Damit ist die Grundwissenschaft, die Philosophie in ihrem höchsten Sinne in das Zentrum der stofflichen Darbietungen gerückt. Es ist hier nicht der Ort, ein ganzes System zu entwickeln, es hilft auch wenig, hier mit bloßen Andeutungen sich zu behelfen. Wer sich für die stofflichen Fragen interessiert, findet darüber in dem schon erwähnten Buche von Natorp auf Seite 85—142 eine erste Auskunft, die sich weiter ausbauen läßt.

Gegen diese Zielsetzung ist schon vieles eingewendet worden. Diese Einwendungen, diese Zweifel wollen wir kennen lernen und diskutieren. Weit verbreitet ist die Meinung, daß eine Demokratisierung, eine Popularisierung der Wissenschaft vor allem, aber auch der Kunst, eine Erniedrigung und Schädigung dieser Kulturmächte sei. Man braucht nicht einmal zu leugnen, daß eine Vertiefung der Fundamente, auf denen sie ruhen, eine Sicherstellung, die durch Heranziehung weiterer Volkskreise zu erreichen wäre, sehr wünschbar wäre, sondern man beruft sich einfach darauf, daß sie zu teuer erkauft werden müßte, daß die Schäden größer seien als der Nutzen. Nach Ansicht dieser Kreise wäre Popularisierung nur möglich unter Preisgebung alles Höherstrebens und Demokratisierung wäre nichts Anderes als eine mechanische Gleichmacherei.

Noch ein Anderes müßte preisgegeben werden: die Neutralität, die freie Stellung der Wissenschaft und der Kunst über den kämpfenden Parteien. Die unfehlbare Folge der Vertiefung der Fundamente wäre die Hereinziehung der Wissenschaft in das Parteigezänk.

Aber auch für die Volksschichten, die man heranziehen möchte zum Verständnis und zur Mitarbeit hätte diese Art der Volksbildung ernste Nachteile im Gefolge. Da wäre zunächst einmal die Förderung des Parteiwesens und die Zerstörung der Arbeitsfreude zu nennen. Die Arbeiter, die bis anhin nur von ihrer Arbeit wußten, würden begehrlich gemacht, der Unzufriedenheit ausgeliefert und es müßte zuletzt eine allgemeine Verachtung der bloß wirtschaftlichen Betätigung des Menschen daraus resultieren.

Den Einwand der Nichtbefähigung der arbeitenden Klassen führe ich nur nebenbei an. Berufene und Unberufene rezitieren mit viel Pathos: „Weh denen, die dem ewig Blinden . . .“ Das ist zu gemein, um diskutiert zu werden. Die diesen Einwand erheben, mögen einmal die Geschichte der Wissenschaften und der Künste daraufhin prüfen, wie viele Talente oder Genies von unten herauf kamen und wie viele von oben herab.

Nun die kritische Beleuchtung der übrigen Bedenken. Die Behauptung, daß die hochragenden Gipfel der Wissenschaft und Kunst erniedrigt würden durch eine Demokratisierung, kann einer ernsthaften, ruhigen und vorurteilsfreien Betrachtung nicht standhalten. Eine Erweiterung der Kreise, an die sich die Kulturbetätigungen der Menschheit wenden können, muß nicht notwendigerweise die Erniedrigung dieser Lebenskräfte zur Folge haben. Es ist ja nicht so, daß man mit dem gleichen Kraftmaß nun größere Schichten versehen soll, sondern es handelt sich darum, neue Quellen aufzudecken. Wissenschaft und Kunst führen doch kein Leben in den Wolken, sondern sie stehen und fallen mit der lebendigen Anteilnahme der Gebenden wie der Empfangenden. In allen diesen Tätigkeiten wirkt doch der Trieb nach geistiger Mitteilung. Er drängt zum Leben, er schafft sich immer neue Formen und es müßte doch ganz merkwürdig, ganz unmenschlich zugehen, wenn einer numerischen Verstärkung der Kreise, an die man sich wendet, nicht auch eine ganz ungeahnte Fortschritts- und Differenzierungsmöglichkeit entsprechen würde. Bedroht wird nicht das Königsrecht der Wissenschaft, sondern bloß ein Standesdünkel, der mit der Wissenschaft nichts zu tun hat. Popularisierung ist nicht gleichbedeutend mit Verflüchtigung, denn Popularisieren heißt nicht, eine Wissenschaft in homöopathischen Dosen unter das Volk zu bringen. Es ist ein zünftlerischer Standpunkt, wenn einer meint, seine eigene Wissenschaft sei zu tief, als daß sie popularisiert werden könnte. Die Wahrheit liegt an einem ganz andern Orte. Die Wissenschaft ist nicht zu tief, sondern sie besitzt zu wenig Beziehungen zu den großen Grundfragen des Menschenlebens, deren Lösung wenigstens zu versuchen Pflicht jedes denkenden Menschen ist. Wenn die Popularisierung dazu hilft, den oftmals verschütteten Zusammenhang mit dem Leben wieder herzustellen, dann wird man für sie nicht genug danken können.

Wahr ist, daß ernste Beschäftigung mit der Wissenschaft bescheiden macht. Es sind denn auch weniger die Heroen der Wissenschaft und Kunst, die dieses Argument der Bedrohung des Höherstrebens vorbringen. Zwei der wissenschaftlich bedeutendsten Philosophen der Neuzeit haben geradezu glänzende populäre Schriften hinterlassen: Kant und Fichte. Und während man früher bei Fichte versuchte, einen Trennungsstrich zu ziehen zwischen den Werken, die man als philosophische im engern Sinne bezeichnete und den populären Schriften, beginnt man heute sein ganzes Lebenswerk als eine lebendige Einheit zu fassen. Kant hat aber nicht nur mit der Tat bewiesen,

daß er nicht an eine Bedrohung der Wissenschaft durch Popularisierung glaubt, sondern er hat auch theoretisch seine Meinung kundgegeben. Nicht ohne Beschämung lesen wir in den Fragmenten Kants die folgende Stelle. „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dies alles könnte die Ehre der Menschheit machen und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren und würde mich viel unnützer finden als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert geben könne, die Rechte der Menschen herzustellen.[1])

Noch tiefer führt uns die Betrachtung des zweiten Einwandes. Wir reden heute so viel von der Neutralität der Wissenschaft. Es lohnt sich, einmal zu untersuchen, was sich eigentlich alles darunter denken läßt. Die landläufige Meinung ist wohl die, daß es für die Wissenschaft nur schädlich sein kann, wenn sie sich in den Kampf der Parteien mischt. Das soll dem wahren Wesen der Wissenschaft, dem Suchen nach der Wahrheit um der Wahrheit willen, widersprechen. Mir scheint aber, daß diese Behauptung nur äußerlich verwandt ist mit einem tiefen Respekt vor der Wissenschaft, daß sie dagegen, wenn man sie genau untersucht, von einem solchen Kleinmut zeugt, daß man kaum begreifen kann, wie man diese Behauptung überhaupt hat ernst nehmen können. Denn was heißt das Anderes als einen glatten Verzicht auf die Wirksamkeit der Wissenschaft aussprechen, wenn man fürchtet, die Wissenschaft könne im engen Parteigezänk untergehen, zum mindesten erniedrigt werden. Wer nach dieser Maxime handelt, verdammt die Wissenschaft zu einem Verzicht auf Entwicklungsmöglichkeiten, auf die sie gar nicht verzichten kann. Sehen wir zu. Wer so spricht, der will eine Sonntagswissenschaft, ein Prunkstück, ein Idol, das man gelegentlich anbetet, vor dem man ab und zu seine Reverenz macht, um es nachher wieder in den Glasschrank zu stellen. Die Wissenschaft, die darauf verzichtet, auch in die Lebensgebiete und Volksschichten einzudringen, denen sie bisher fremd war, hat sich schon selbst aufgegeben, denn sie verewigt oder sie konsolidiert zum mindesten den heute herrschenden, als drückend empfundenen Gegensatz von Wissenschaft und Leben. Sie verzichtet auf eine wirklich produktive Erörterung der Fragen, die die Gemüter bewegen, um die die Parteien hadern. So kommen gerade diejenigen, welche die Wissenschaft vor dem Parteigetriebe bewahren wollen — aus reinen Motiven, das sei ohne weiteres zugegeben — zu einem Dualismus, der die schwersten Gefahren für beide Teile in sich birgt. F. A. Lange führt in seiner Arbeiterfrage diesen Gedanken an dem Beispiel der französischen Revo-

[1]) Immanuel Kant, W. W. ed. Hartenstein, Bd. VIII., S. 624.

lution durch, indem er zeigt, welche Rolle die Enttäuschung der breiten Volksmassen an der Wissenschaft in den Jahren vor der Revolution gespielt hat. (Seite 15/16 der II. Auflage.)

Wenn die Wissenschaft sich dieser streitigen Fragen bemächtigt, wenn sie also der Resignation entsagt und sich zu dem Glauben bekennt, daß es möglich sein muß, auch diese Gebiete mit ihrem Licht zu erhellen, auch diese Lebensäußerungen zu adeln, dann ist gar nicht einzusehen, wo die Erniedrigung liegen soll. Wenn die Wissenschaft das tut, wird sie der Menschheit den größten Dienst leisten: sie wird sie befreien von der manchmal unmenschlichen Herrschaft niederer Instinkte. Die Adelung des ganzen Lebens muß das Ziel sein, nicht die richtige Sonntagsheiligung, auch nicht die Einführung neuer Feiertage.

Ein Mann, von dem wir wissenschaftliche Werke von einer großen Bedeutung besitzen, der sich daneben aber ein ursprüngliches, ein unverdorbenes Freiheitsgefühl bewahrt hat, Paul Natorp, hat diesen Ansichten besonders kräftigen und treffenden Ausdruck verliehen. Er spricht es geradezu aus, daß es gelingen müsse, und gelingen werde, die Parteien von innen her aufzulockern. Ich kann dieser Ansicht nicht ganz zustimmen; ich begründe meine Hoffnung etwas anders. Ich will klarzulegen versuchen, wie weit wir zusammen gehen können. Wenn einmal die Wissenschaft in diesen Lebensgebieten heimisch sein wird, dann wird es ihr vor allem aus gelingen, den Beitritt zu einer Partei allen Einflüssen einer verderblichen Demagogie zu entziehen. Das wird das Eine sein. Diese Tatsache aber wird auch an den Parteien nicht spurlos vorübergehen. Wenn die Menschen mit andern Gefühlen zu einer Partei kommen, dann wird sich diese Partei, die ja eben aus diesen Menschen besteht, darnach richten müssen. Anders meint es wohl auch Natorp nicht und auf dieser Grundlage wäre eine Einigung möglich. Ob dieser Zwang, dem dann die Parteien unterliegen, im Stande sein wird, sie so umzugestalten, daß man sie kaum wieder erkennt, sodaß man also in diesem Sinne schon von einer Lockerung der Parteien reden kann, das ist eine ziemlich müßige terminologische Frage. Die nächste Etappe kann nicht in der Aufhebung der Parteien liegen, sondern in ihrer Höherentwicklung. Daß diese nicht durch Predigen von außen realisiert wird, sondern durch interne Arbeit, das ist eine so elementare Wahrheit, daß man sich bei ihr nicht länger aufzuhalten braucht.

Was hier dargelegt wurde scheint im Widerspruch zu dem zu stehen, was oben über den Glauben und die feste Zuversicht gesagt wurde, die all dieser Betätigung zu Grunde liegen müssen. Es wurde dort gesagt, daß die Hoffnung alles durchdringen müsse, daß es einmal gelingen werde, dem verderblichen innern Krieg der Gesellschaftsklassen ein Ende zu machen. Das scheint nur ein Widerspruch zu sein, ist aber keiner. Nicht der Kampf der Parteien ist das, was beseitigt werden soll, sondern das Unmenschliche an diesem Kampf, das aller-

dings tief im Wesen unserer heutigen Wirtschaftsordnung verankert ist. Nicht der Kampf soll verschwinden von dieser Welt, sondern er soll sich verwandeln in einen edeln Wettstreit.

Wer aber dieses Ziel will, darf nicht resigniert bei Seite stehen. Es ist noch immer so und wird hoffentlich so bleiben, daß uns die Freiheit nicht mühelos geschenkt wird, sondern daß sie täglich erobert werden muß. Kritik im Einzelnen ist nötig und nützlich, aber ein Ueberwuchern der Kritik, ein Zustand, den man mit Skeptizismus bezeichnet, führt niemals zu einem befreienden Ende, sondern zum trostlosen Nihilismus.

Es soll die Folge dieser Arbeiterbildung eine Verminderung der Arbeitsfreude sein. Wer so spricht, muß erst beweisen, daß diese Arbeitsfreude heute bei den Arbeitern vorhanden ist, oder nach der Lage der Dinge billigerweise als vorhanden vorausgesetzt werden kann. Dieser Beweis kann nicht geleistet werden.

Der bekannte Führer der französischen Sozialdemokratie, Jean Jaurès, hat in seinen Etudes socialistes sehr schön und treffend die heutige Lage des Arbeiters gezeichnet, der nicht weiß, wofür er arbeitet, der die Bedürfnisse nicht kennt, die er mit dem Erzeugnis seiner Arbeit befriedigen soll, der den Prozeß der Produktion nicht einmal überschauen kann, geschweige denn ein Wort dazu zu sagen hat. Dazu kommt, daß dieser Arbeiter von den periodischen Krisen des Systems am unmittelbarsten betroffen, in seiner Existenz bedroht wird. Der Lohnarbeiter von heute kommt selten aus dem Provisorium heraus. So ergibt sich die paradoxe Situation, daß die, die nichts zu sagen haben, die Folgen einer tatsächlich existierenden Anarchie zuerst und am unmittelbarsten spüren.

Wie ganz anders müßte es sein, wenn diese Arbeiter wüßten, für wen und wofür sie arbeiten, wenn sie das Bewußtsein haben könnten, an ihrem Orte zur Erfüllung einer Aufgabe beizutragen, einer Aufgabe, die ihnen nicht mehr fremd gegenübersteht, sondern die sie wenigstens in ihren großen Zügen kennen. Wie ganz anders wäre es auch um die Arbeitsfreude bestellt, wenn der Arbeiter etwas mehr das Gefühl des Geborgenseins haben könnte, wenn er erfahren würde, daß eine Gemeinschaft da ist, in deren Dienst er arbeitet, die aber hinwiederum für ihn sorgt.

Das Erwachen des Geistes, den ängstliche Gemüter als den Geist der Unzufriedenheit bezeichnet haben, ist weder eine Gefahr für die Produktion, für die Befriedigung der elementaren wirtschaftlichen Bedürfnisse, noch auch eine Gefahr für die Kulturerrungenschaften, sondern dieses Erwachen läßt in uns die Hoffnung aufkommen, daß wir von der Gefahr einer Zertrümmerung verschont bleiben werden. Ein Arbeiter, den man hat zufrieden machen können ist ein Arbeitssklave geworden, bei dem man fürchten muß, daß eines Tages Verzagtheit in Trotz, Kriecherei in Grausamkeit umschlägt, wie es Friedrich Albert Lange so schön gesagt hat. Die Arbeitsfreude kann nicht

wiedergewonnen werden durch Zufriedenheitspredigten, sondern nur durch eine — brauchen wir das schreckliche Wort — radikale Reform, nicht durch dialektische Künste, sondern durch ernste entsagungsvolle Arbeit, nicht durch Deklamationen, sondern durch Ideen und Opfer.

Noch einmal wollen wir hinweisen auf den von Sombart formulierten Einwand, von dem Proletarier als dem geborenen Dogmatiker. Der Erörterung dieses Bedenkens soll der letzte kritische Gang gewidmet sein.

Die Gefahr kann richtig gesehen und richtig geschildert sein, aber sie ist nicht imstande, uns davon abzuhalten, wenigstens den Versuch zu machen, den Dogmatismus zu überwinden. Und daß die Ueberwindung dieses Dogmatismus, daß die Ermöglichung eines neuen Lebens das Endziel ist, welches allen Bestrebungen auf diesem Gebiete erst ihr Daseinsrecht gibt, daß das der Gesichtspunkt ist, unter welchem erst die ganze Bewegung in die richtige Beleuchtung gerückt wird, das sollte aus den bisherigen Ausführungen klar geworden sein. Darin sind ja im Grunde alle einig, die auf diesem Gebiete wirklich frei von Vorurteilen arbeiten, und es fragt sich nun nur, ob sich auch alle beugen vor dem Fatum, daß die moderne wirtschaftliche Entwicklung diese Verstandeshypertrophie, dieses Uebermaß an plattem Aufklärichtt hervorgebracht hat. Es mag noch so richtig sein, daß die modernen Proletarier infolge ihrer Lebensverhältnisse unfehlbar einer irgendwie gearteten „Begriffsfalle" anheimfallen, aber für die, die kein Fatum im Menschenleben anerkennen, ist das kein Grund, ihre Bemühungen einzustellen.

Nun, da wir am Schlusse unserer theoretischen, unserer prinzipiellen Darlegungen angekommen sind, möge es gestattet sein, auf zwei Denker hinzuweisen, die sich gerade mit diesem Problem — wenn auch vielleicht nicht in dieser speziellen Ausprägung — ernstlich befaßt haben. Die glänzendste Antwort auf diese Bedenken gibt die Schlußrede, die vierzehnte von Fichtes Reden an die Deutsche Nation. Wir versagen es uns, hier eine einzelne Stelle aus dieser ergreifenden Rede zu zitieren. Man muß sie in ihrer Totalität auf sich einwirken lassen. Einige Jahrzehnte später hat wiederum einer der subtilsten, der freiesten und feinsten Denker, mit dem sich gerade unsere Gegenwart wieder mehr beschäftigt, Hermann Lotze diese Frage wieder aufgenommen und sie von einem Standpunkt aus behandelt, wie er größer und edler nicht gedacht werden kann. In einem Aufsatz über „Die Prinzipien der Ethik" findet sich die Stelle, die wir hinsetzen wollen, weil sie meisterhaft den Standpunkt kennzeichnet, den der Idealismus solchen Problemen gegenüber einnimmt:

„Welche Bedeutung es in dem Sinne einer vernünftigen Weltordnung haben mag, daß von dem menschlichen Geschlecht, welches sich zur Erfüllung einer Aufgabe berufen glaubt, so große Teile durch die Ungunst des Schicksals gezwungen werden, weit hinter diesem Ziele zurückzubleiben oder ganz von dem richtigen Wege abzuirren,

ja selbst weder der Aufgabe sich bewußt werden, noch das Glück zu ahnen, das ihre Auflösung gewähren würde, — theoretisch ist jede Bemühung fruchtlos, über diese große und beängstigende Tatsache Aufschluß zu finden. Um so mehr aber, scheint es mir, findet die praktische Philosophie hierin eine Ermunterung zu ihrem Bemühen, das zu ändern, dessen tatsächliches Bestehen sie als unbegreiflich ansehen muß. Daß aber auch diese ihre Bemühung scheitern müsse, scheint mir die unrichtige Folgerung, die wir zu bekämpfen haben; die selbständige Wahrheit und die verpflichtende Majestät der sittlichen Gebote verliert nichts durch die Unfähigkeit, welche so viele, denen sie eingeboren sind, von ihrer klaren Erkenntnis und dem Bewußtsein aller ihrer richtigen Folgen abhält."[1])

Damit will ich die Darlegung der theoretischen Gedankengänge schließen. Um auch denen, die gerne etwas Praktisches haben wollen, wenigstens teilweise entgegenzukommen, will ich in kurzen Worten noch schildern, was die organisierte schweizerische Arbeiterschaft in der Richtung unserer Aufgabe getan hat oder zu tun gedenkt. Die sozialdemokratische Partei der Schweiz und der schweizerische Gewerkschaftsbund haben gemeinsam einen schweizerischen Arbeiterbildungs-Ausschuß ins Leben gerufen. Der Natur der Sache nach soll dieser Ausschuß zwei Fragen lösen oder ihrer Lösung nahe bringen.

Da ist einmal die Frage der Rekrutierung der Cadres. Die Bewegung sieht sich alltäglich vor neue Aufgaben gestellt; sie wächst in die Breite wie in die Tiefe. Zwar haben sich bis jetzt immer die Führer gefunden, Führer, die meist von unten auf kamen. Aber dieses Emporarbeiten war leichter, als die Bewegung noch schwach und klein war, als die Hauptaufgabe in der Darlegung der Gedanken, in der Agitation lag. Da war noch Zeit zu methodischer Lektüre. Und wenn auch die tüchtigen Kräfte schon damals über Gebühr in Anspruch genommen wurden, so war doch die Gefahr der Zersplitterung nicht groß. Jetzt aber werden diese Kräfte nicht nur sehr absorbiert, sie werden auch zu früh spezialisiert. Daß es für die Bewegung ein schwerer Nachteil ist, wenn schon die Offiziere nur einen Teil des Tätigkeitsfeldes überblicken, ist ohne weiteres klar. Es ist eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß die Bewegung, die ja gerade die Menschheit in jedem einzelnen Gliede wiederherstellen soll, nun selber dem Zwang unterliegt, ihre Glieder zu Menschenatomen machen zu müssen. Sie würde versanden oder sich selbst aufgeben, wenn sie diese Zustände ruhig weiter bestehen lassen wollte.

Aber auch bei den einfachen Soldaten zeigen sich die Symptome einer Verengerung des Gesichtskreises. Daß diese Symptome nicht unbeachtet blieben, zeigt eine Rede, die Dr. Victor Adler auf dem Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie im Jahre 1912 gehalten hat. Wir zitieren daraus nur folgende Stelle: „Sie wissen, in welcher

---

[1]) Hermann Lotze, Die Prinzipien der Ethik, Philos. Bibl., Bd. 143, S. 618.

Lage wir in dieser Beziehung noch vor kurzem waren, in einer Zeit, wo alle Kräfte in Anspruch genommen waren durch den unmittelbaren politischen Kampf, der sich, wie jeder politische Kampf, sehr spezialisiert hat, in einer Zeit, für welche das lateinische Sprichwort gilt: „inter arma silent musae". Das heißt: Im Kampfe müssen die Musen, müssen die Wissenschaften schweigen. Wir alle haben es als sehr bedauernswerte Folge unserer Situation empfunden, daß die geistige Entwicklung unserer Partei und unserer Parteigenossen eine lange Zeit während dieser Periode des Kampfes zurückgeblieben ist. Wir haben das alle empfunden und sehr bedauert, wir haben gewissermaßen unsere Rekruten nur notdürftig abrichten können. Wir mußten ihnen das Gewehr in die Hand geben und sie sofort vorwärts in das Feuer des politischen Kampfes schicken. Zu einer genaueren Ausbildung, zu einer prinzipiellen Durchbildung hatten wir keine Zeit, aber auch keine Kräfte, weil alle Kräfte in den Dienst der augenblicklichen politischen Notwendigkeit gestellt werden mußten. Und so hatten wir das Gefühl, daß eine gewisse Lücke entstanden ist. Wir von der alten Generation, die noch etwas gelernt haben — ich bin selbst alt und bitte, es mir nicht zu verübeln, daß ich so etwas sage — wir Alten, die wir viel gelesen haben, weil wir politisch wenig zu tun hatten, wir sahen, daß bei der neuen Generation sozusagen die politische Muskulatur sehr gut entwickelt war — zum Glück, denn der Tapferkeit und der Energie dieser neuen Generation die eine solche Schlagfertigkeit entwickelt hat, haben wir ja unsere Erfolge zum großen Teil zu verdanken — wir sahen aber, daß in der neuen Generation eine gewisse Lücke, ein gewisses Abreißen der geistigen Tradition zu konstatieren war. Es ist das Erfreulichste, was wir in unserer großen Parteitätigkeit sehen, daß eine neue Generation herangewachsen ist, die lehrt und die lernt, die sich mit Leidenschaft in intensive Bildungsarbeit versenkt, die ihre ganze Persönlichkeit in den Dienst der Bildung des Unterrichts, der Theorie, der theoretischen Erziehung zur Sozialdemokratie stellt."

Auch in der Schweiz werden diese Uebelstände empfunden. Und wenn wir nun auch nicht in der glücklichen Lage sind, wie die deutsche Sozialdemokratie Oesterreichs, hinweisen zu können auf eine Reihe bedeutender Köpfe, von denen ich nur drei nenne, nämlich Dr. Max Adler, Dr. Otto Bauer und Dr. Karl Renner, so zeigen sich doch Anzeichen einer Besserung. Freilich, mit einer Schwierigkeit wird man in der Schweiz mehr als anderswo zu rechnen haben: das Gleichgewicht der Kräfte wird schwer zu finden sein. Der Ausgleich der Kräfte, die für den politischen Kampf des Alltags aufgewendet werden müssen und der Kräfte, deren die Bildungsarbeit bedarf, ist noch nicht gefunden. Abgesehen davon, daß wir durch politische Fragen aller Art sehr in Anspruch genommen werden und kaum Zeit zu ruhiger Selbstbesinnung finden, droht uns auch die Gefahr einer falschen Schätzung der Demokratie, einer Ueberschätzung der Möglichkeit zu praktischer Betätigung und einer Vernachlässigung der theore-

tischen Interessen. So könnte leicht die Not zur Tugend gemacht werden und am Schluß wären wir praktisch bei dem Credo angelangt: das Endziel nichts, die Bewegung alles. Was das für Folgen haben würde, ist hier nicht auszumalen.

Dieses Gleichgewicht muß gefunden werden. Wir lassen uns nicht von einer ungemein billigen Revolutionsromantik bezaubern, wir lassen uns nicht von einem leeren Wortradikalismus zu einer überaus flachen Verachtung demokratischer Einrichtungen hinreißen, so wenig als wir in der praktischen Betätigung, in dem „Hineinwachsen" der Weisheit letzten Schluß sehen, sondern wir müssen zwischen diesen beiden Extremen eine fruchtbare Synthese suchen. Nicht gedankenlose Praxis und nicht tatenlose Revolutionsdeklamationen können uns helfen, sondern nur Taten, die aus einem reinen Willen und aus ernster Selbstbesinnung fließen. Es handelt sich hier darum, einmal über den so unfruchtbaren Gegensatz von Revisionismus und Radikalismus hinauszukommen. Beides sind leere Abstraktionen, überholt und gänzlich unbrauchbar.

Wenn ich vor einem Auditorium stünde, mit dem ich mich durch gar keine persönlichen Bande verknüpft fühlen könnte, so würde ich damit geschlossen haben. Da ich aber in einer Zofingersektion spreche, in einer Sektion des Vereins, in dem mir selbst die Bedeutung der Fragen des Gemeinschaftslebens offenbar geworden ist, in dem ich die Freunde gefunden habe, die mit mir eins sind im Wollen, im Handeln und in der denkenden Begründung, so kann ich nicht schließen, ohne die ganze Betrachtung unter ein Licht gerückt zu haben, dessen Wahl ich in diesem Kreise nicht zu rechtfertigen habe.

Das sei die letzte Frage, die wir mit einander erörtern wollen: Wie stellt sich diese Aufgabe und diese Betätigung zur ersten Devise des Zofinger Vereins, die da heißt: Patria? Da gestatten Sie mir zunächst, anzuknüpfen an eine persönliche Reminiszenz. Vor zwei Jahren war es die Militärfrage, über die wir innerhalb des Vereins zur Klarheit zu kommen suchten. Scharf trennten sich die Meinungen. Ich weiß nicht, ob wir in der Zwischenzeit einander wieder nähergekommen sind.

Meine Worte richten sich zunächst an die, welche damals einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen. Militärbegeisterung ist mir persönlich fremd. Ich besitze kein Organ dafür. Ich hoffe, daß Ihre Militärbegeisterung nicht ein bloßes Surrogat sei, ich hoffe ferner, der Ueberzeugung Aller Ausdruck zu geben, wenn ich sage, daß diese Begeisterung ihr Daseinsrecht sich erst dann erobert, wenn sie fließt aus einer lebendigen Anteilnahme an den Schicksalen der Nation in allen Stunden ihres Daseins. Ich lege den Nachdruck auf alle Stunden. Die nationale Idee erschöpft sich nicht darin, daß man gelobt, in Tagen der Not und Gefahr zusammenzustehen. Es läßt sich eine höhere, eine herrlichere Form denken, wie sie Fichte uns gebracht hat: Ideelle Gemeinschaft des Verständnisses, der Arbeit und des Genusses

aller Glieder des Volkes, vom Niedrigsten bis zum Höchsten. Gemeinschaft des Verständnisses vor allem, Gemeinschaft der Arbeit sodann. Das sind die aufbauenden Kräfte. Die Gemeinschaft muß erst gebaut werden, bevor sie verteidigt werden kann. Mit dem Teil der Anteilnahme, der sich nach Eintragungen im Dienstbüchlein bemißt, ist man seiner Verpflichtung gegenüber dem Lande und dem Volke noch nicht gerecht geworden.

Die Anteilnahme an den Schicksalen der Gemeinschaft findet ihren lebendigen Ausdruck in einem Gefühl unserer sozialen Verantwortlichkeit. Die stete Erinnerung an die Pflicht der Gebildeten soll ein unverlierbarer Besitz von uns allen werden. Denken wir zunächst daran, wie teuer die Menschheit es bezahlen mußte, daß wenige auserlesene Geister ungestört, in Ruhe und Freiheit, der Forschung nach der Wahrheit leben durften, denken wir daran, wie leicht uns der Weg gemacht wurde. Dann wird von selbst in uns der Wille sich Geltung verschaffen, so viel an uns liegt, diese Schuld zu tilgen. Von selbst wird sich bei uns dann die Einsicht einstellen, daß das Maß der Selbstachtung und das Maß der gesellschaftlichen Achtung einzig gemessen wird an der reinen Erfüllung dieser Pflicht in ihrem ganzen Umfange, in allen Tagen unseres Daseins, nach allen Kräften unseres Geistes. Oder habe ich mich getäuscht, gilt auch für unsere Zeit das Wort Fichtes, des ernsten Mahners? Gilt für uns das Wort: „Es wird ein für alle Nachwelt warnendes Zeugnis sein über unsere Zeit, wenn gerade diejenigen, die sie ausgestoßen hat, durch diese Ausstoßung allein das Vorrecht erhalten, ein besseres Geschlecht anzuheben; wenn diese den Kindern derer, die mit ihnen nicht zusammen sein mochten, die beseligende Bildung bringen, und wenn sie die Stammväter werden unserer künftigen Helden, Weisen, Gesetzgeber, Heilande der Menschheit!"

Man spricht heute so viel von nationalen Krisen. Zu ihrer Bekämpfung bilden sich Gesellschaften in Anknüpfung an die „Helvetische Gesellschaft" früherer Tage. Ich denke keinen Augenblick daran, an dem redlichen Willen derer zu zweifeln, die diese Gesellschaften ins Leben gerufen haben. Aber ich sehe die wirkliche nationale Gefahr an einem andern Orte und ich meine darum auch, daß der Kampf gegen sie auf eine andere Weise geführt werden müsse.

Man kann die Herrschaft, die heute noch sozusagen unbeschränkte Herrschaft des Gegensatzes von Bildung und Unbildung nicht besser bezeichnen, als mit dem Ausdruck „Fremdherrschaft der Unkultur im eigenen Volke" (Max Adler). Daß hier die größte nationale Gefahr liegt, ist für mich keinem Zweifel unterworfen. Noch einmal bitte ich darum: Lesen Sie nach bei Carlyle und bei Fichte was kommen mußte, als die gebildeten Stände die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllten.

Der Kampf gegen diese nationale Gefahr ist ein stiller Kampf. Er kann nur geführt werden durch schlichte unverdrossene Arbeit. Ge-

wiß wird diese Arbeit gar manches liebe Mal mühsam, vielleicht sogar mechanisch sein. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier Undank der Welt Lohn sein wird. Aber wo könnte das ein Grund zur Desertion sein?

Fustel de Coulanges spricht am Eingang einer überaus lesenswerten Studie über Louvois und Bismarck von dem ewigen Zwiespalt zwischen dem Esprit de travail und dem Esprit de conquête. Weitverbreitet ist die Meinung, daß ein Bekenntnis zum Esprit de travail gleichbedeutend sei mit der Anerkennung einer Sklavenmoral. Diese Meinung ist grundfalsch. Es liegt mehr wahre Noblesse in dem Vorsatz zu schlichter Arbeit als in den tausend Phrasen vom „sich Ausleben".

Einen stillen Kampf habe ich die Betätigung auf dem Gebiete des Arbeiterbildungswesens genannt. Ich muß ihn auch einen farblosen Kampf nennen. Es sind hier keine Titel, keine farbigen Auszeichnungen und keine Ehrenstellen zu vergeben. Aber gerade das ist ja das Schöne an dieser Tätigkeit, daß sie uns mit Menschen menschlich verkehren heißt und daß nichts so sicher wie sie uns innerlich frei macht von all diesem Tand, von Titeln, Graden, Ehrenstellen oder Carrière.

Lassen Sie mich schließen mit einer Strophe aus einem der tiefsten Gedichte von Goethe, die in wenigen Worten so wunderbar einfach das sagt, was meine vielen Worte hätten ausdrücken, wovon sie hätten Zeugnis ablegen sollen:

„Hier flechten sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."

Otto Vollenweider.

Neue Wege in der römischen Kirche.

Nachdem der zehnte Pius am 8. September 1907 den Modernismus durch die Encyklika Pascendi verdammt hatte, ließ er 1908 eine Gedenkmünze schlagen, die ihn als eine Art Heiliger Georg darstellt, der den Drachen überwindet. — Gewiß hat der heilige Vater in der besten Absicht den Kampf aufgenommen gegen den neuen Geist, der sich an allen Ecken und Enden in seiner Kirche regte, er hatte kein Verständnis für den Frühlingshauch, der über die Gräber veralteter, thomistischer Lehranschauung strich —, der frische Luftzug ließ den in Seminarien erzogenen Greis erschauern und er glaubte statt des Auferstehungshauches das Schnauben und Fauchen der Hydra zu vernehmen, die im Dienste des Antichrists das